

Peer Martin

Blut und Schokolade



Altersempfehlung: ab 14 Jahren

ISBN: 978-3-7513-0023-0

Erscheinungstermin: 09.09.2021

Seiten: 448

Verlag: Dressler

Issa

Als es dunkel wurde, kamen die Mädchen und zündeten Öllampen an.

„Öllampen?“, hörte ich Boubou fragen. „Gehen wir nicht zurück?“

„Noch nicht“, sagte Monsieur Youssouf, der mit Desirée und Colombe gekommen war. „Hört alle her! Die Nachbarfarm hat mitbekommen, dass wir roden. Vielleicht hetzen sie uns am Morgen die Autoritäten auf den Hals. Besser, wir kommen so weit wie möglich in dieser Nacht.“

„Dies ist nicht Ihr Land“, sagte Solomon. „Es gehört zu dem Teil, der geschützt ist. Werden Sie nicht Strafe bezahlen, wenn die Polizei auftaucht?“

„Wir werden bezahlen, aber nicht zu viel“, sagte Yves sanft. „Und es wird unser Land sein. Die Polizei ist nicht unglücklich darüber, wenn es weniger Bäume gibt, um deren Schutz sie sich kümmern müssen.“ Manche lachten. Die meisten sagten nichts.

Eine ganze Reihe Bäume waren schon gefallen. Ich wünschte, wir hätten Maschinen gehabt, Motorsägen, dann wäre es schneller gegangen.

Wir hängten die Lampen an die Äste der Bäume, die noch nicht gefallen waren, und einen Augenblick standen wir alle nur da und sahen sie an, unsere Lampen in der Dunkelheit. Der Wald vor uns war voller Geräusche. Grillen zirpten, Frösche sangen, aber da war mehr: ein Rascheln, ein Trippeln, ein Scharren. Colombe stand neben mir, und ich sah ihre großen ängstlichen Augen.

„Es ist zu dunkel da im Wald“, flüsterte sie. „Hinten im Wald ist der Fluss, und von da kommen die Geister, sie steigen nachts aus dem Wasser.“ Sie packte mich am Arm. „Issa“, wisperte sie. „Passt du auf? Auf die anderen?“

„Ich?“

„Einer muss es machen“, sagte Colombe ernst. „Und du bist der älteste. Sonst ist nur Silvester da. Der passt nur auf, dass alle genug arbeiten. Wenn einer dabei von einem Geist aufgefressen wird, ist es ihm vermutlich egal.“

Ich lachte. „Ich glaube, die Geister im Wald sind freundlich“, flüsterte ich. „Ich meine, sie leben in all dem Grün, meinst du nicht, es sind sanfte Geister?“

Colombe schüttelte so heftig den Kopf, dass all ihre Zöpfchen flogen. „Sie sind nicht freundlich zu Leuten, die Bäume fällen, da sei dir mal sicher“, wisperte sie.

„Was gibt es da zu flüstern?“, rief Yves, der mehr Lampen aufhängte. „Heute Nacht geht es um jede Minute. Die Frauen haben das Essen mitgebracht, wir werden jetzt essen, und dann wird weitergearbeitet. Wenn *ich* arbeiten kann, könnt ihr es auch, ihr seid Männer und keine furchtsamen Babys.“

Silvester, der neben ihm stand, nickte. „Du wirst sehen, wie hart meine Jungs arbeiten können“, sagte er grimmig.

Und wir setzten uns und aßen, aber wir saßen in einem engeren Kreis als sonst. Ich sah es genau: Auch Silvester, auch Yves fürchteten die Nacht im Wald.

Ich legte einen Arm um Yaya, und er rückte näher zu mir. „Ich bin so müde“, wisperte er.

„Ich auch, Yaya“, wisperte ich. „Alle sind müde.“

Als die Frauen gingen und wir die Äxte wieder aufnahmen, sah ich, wie die Kleineren unter ihrem Gewicht taumelten. Sie konnten nicht mehr, schon jetzt.

„Das ist Wahnsinn“, sagte ich zu Adama. „Wahnsinn, was wir hier tun.“

„Natürlich“, sagte Adama. „Mach weiter. Yves sieht zu uns.“

Ich arbeitete mit Yaya und Momo zusammen, wir hackten zu dritt Kerben in Baum um Baum, aber die Hiebe der Kleinen wurden langsamer.

Am Ende war es immer Yaya, der den Bäumen den Todesstoß versetzte, ich hätte es nicht tun können, wäre nicht schnell genug weggekommen, wenn einer fiel.

Als der dritte Baum fiel, jaulte in der Ferne etwas, und Yaya zuckte zusammen.

„Es ist nur ein wilder Hund“, sagte ich.

Wir machten weiter, aber wir wurden unkonzentrierter, und ein paar Mal musste ich Yaya oder Momo anschreien, damit sie nicht wegnickten. Und dann hörte ich den Schrei, es war ein so schriller Schrei, dass ich die Axt fallen ließ. Er war von dort gekommen, wo der Wald dunkel war, die Schwärze absolut.

„Die Geister“, flüsterte Momo. „Die Geister haben einen von uns geholt.“

„Unsinn“, sagte ich, nahm die Krücken und stemmte mich hoch. „Bleibt hier.“

Und dann humpelte ich davon, in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Aber natürlich blieben sie nicht, sie folgten mir, ängstlich, mit Abstand, und nach einer Weile folgten sie mir alle.

Yaya nahm mir die Lampe ab und hielt sie hoch, und ich war ihm dankbar, dass er da war. Denn auch ich hatte Angst, ich war ein Clown und ein Krüppel und ein Angsthase.

Etwas vor mir, in der tiefsten Schwärze der Nacht, atmete. Keuchte. Und dann war das Keuchen direkt vor uns, vor unseren Füßen, und Yaya hielt die Lampe tiefer, obwohl seine Hand zitterte.

Was wir fanden, war kein Geist. Es war Boubou.

Boubou, der Jüngste von allen, eigentlich Boubacar, fünf Jahre alt. Er lag auf dem Boden, zusammengekrümmt, verbarg seine Hände zwischen Brust und Knien und atmete seltsam. Neben ihm lag seine Lampe, die heruntergefallen und erloschen war, und dahinter kauerte Oumar, er war zehn oder elf und hatte zusammen mit dem kleinen Boubou gearbeitet. Er sah zu mir auf, und seine Augen waren weit und schwarz vor Schreck.

„Die Lampe ist umgefallen“, flüsterte er. „Und dann war alles dunkel, ich kann nichts dafür, es war ein Geist, der sie umgestoßen hat.“

„Was ist passiert?“, fragte ich.

Aber es war Yaya, mein tapferer kleiner Bruder, der sich hinkniete und Boubous Arme nahm, so dass er seine Hände nicht länger verbergen konnte. Und da brauchte ich nicht mehr zu fragen, was passiert war, es war alles voller Blut, seine Hände, sein T-Shirt, seine zerschlossene Hose. Er hatte sich in die Hand gehackt, oder Oumar hatte das getan, es war unwichtig. Der kleine Finger und der Ringfinger an Boubous rechter Hand fehlten, und das Blut schoss aus den Stümpfen wie Saft aus einer reifen Orange, die jemand ausdrückt. Ich zog mein Hemd aus, riss es in Streifen, drückte einen Teil des Stoffes auf die Wunden und wickelte den Rest darum.

„Du hast Glück gehabt“, sagte ich zu Boubou. „Wenn du dir in den Handballen gehackt hättest oder in den Arm, dann hättest du vielleicht die ganze Hand verloren.“

Ich weiß nicht, ob Boubou mich hörte, seine Augen waren glasig.

„Es war ein Geist, ich war nicht schuld ...“, fing Oumar wieder an.

„Halt den Mund jetzt!“, fauchte Silvester und gab ihm eine Ohrfeige, und da war er still.

„Jemand muss Boubou zurückbringen zu den Hütten. Bei Allah.“ Er holte Luft – biss sich auf die Lippen, als hätte er vielleicht etwas Nettes zu Boubou sagen wollen, etwas Mitleidiges, und es sich gerade noch verkniffen. „Seid froh, dass Yves nicht mehr hier ist, er wird wütend werden. Ein verdamnter Ausfall von Arbeitskraft. Moussa? Bring du den Kleinen zurück, du bist sowieso keine Hilfe hier draußen mit deinen Mädchenhänden.“

Moussa trat vor; er tat es mit der Eleganz, mit der er alles tat, ein Tänzer zwischen den Bäumen. Er hob Boubou auf seine Arme, und er war stark, Silvester hatte unrecht.

Die anderen bildeten eine Gasse für die Moussa, und er trug Boubou hindurch im Licht all der Öllampen, als wäre dies ein seltsames Ritual.

„So“, sagte Silvester und zog Oumar auf die Füße. „Wir werden Yves beweisen, dass wir auch mit zwei Leuten weniger schnell genug sind. Wenn es hell wird, wird er sich ansehen, was wir geschafft haben. Und ihr wisst, was geschieht, wenn er unzufrieden ist. Issa, wisch dir das Blut aus dem Gesicht und steh auf.“

Ich wischte mir das Blut aus dem Gesicht. Ich stand auf. Ich stand genau vor Silvester.

Sah ihm ins Gesicht. Wir waren gleich groß.

„Keiner hier hat die Kraft oder die Konzentration, um weiterzumachen“, sagte ich laut und deutlich.

„Deshalb passieren Unfälle. Wir werden nach Hause gehen und schlafen. Jetzt.“

Einen Moment lang war es ganz still. Ich sah von einem zum anderen im Kreis der Jungen, die um uns herumstanden. Ich sah ihre Sehnsucht danach, zurückzukehren, den schwarzen Geisterwald zu verlassen, zu schlafen.

Und ich sah ihre Furcht. Vor dem Wald. Vor Silvester. Vor Yves.

„Er hat recht“, sagte Yaya und trat neben mich. „Das mit Boubou ist passiert, weil er zu müde war.“

Ich nickte. „Der Mond steht schon hoch“, sagte ich.

„Du weißt nicht, was du sagst“, fauchte Silvester. „Yves kann man sich nicht widersetzen. Man kann ihm nur beweisen, dass man jemand ist. Ein Mann. Kein Sklave. Kein Nichts.“

„Wenn wir ihm immer gehorchen, sind wir Nichts“, sagte ich.

„Du redest Schwachsinn.“ Silvester schüttelte den Kopf. „Ich bin seit zehn Jahren auf dieser Plantage. Ich war ein Niemand, ein dummes, weinendes, jammerndes Kind wie du, Issa.“ Ein paar der Jungen lachten, aber nicht sehr viele. „Und ich bin jemand geworden“, fuhr Silvester fort. „Durch Disziplin und Arbeit. Jemand, den Yves respektiert.“

„Lass wenigstens die Jüngsten gehen“, sagte ich. „Ich bleibe hier. Ich bleibe, zusammen mit allen, die älter sind als, sagen wir, zwölf. Adama, Moussa, Prince und Solomon. Aber lass die Kleinen gehen.“

„Nein“, sagte Silvester. „Entweder gehen wir alle, oder wir bleiben alle. Also? Wer ist ein Mann und bleibt?“ Er ließ seinen Schlangenblick über die Runde gleiten.

Sie hoben alle die Hände, um zu bleiben. Nur Yaya und ich nicht. Und Oumar nicht, er sah zu Boden und hatte nicht einmal gemerkt, was Silvester gefragt hatte. In seinem Gesicht waren noch immer Blutspritzer.

„Wenn ihr bleibt, seid ihr keine Männer, sondern Feiglinge“, sagte ich. „Wir sind viele, Yves ist nur einer. Sind wir denn so schwach, dass wir ihm blind gehorchen? Monsieur Youssouf ist anders. Er ist vernünftig. Er wird es zu schätzen wissen, dass wir nach dem Unfall gegangen sind, damit nicht noch mehr passiert, was seinen Arbeitern schadet. Er wird seinen Sohn davon abhalten, irgendwen zu bestrafen.“

Ich wusste nicht, ob das stimmte. Ich nahm meine Krücken und setzte mich in Bewegung, zurück zur Plantage. Yaya ging neben mir. Als ich beim Zaun mit dem offenen Tor ankam, drehte ich mich um. Und ich schnappte nach Luft vor Überraschung.

Sie waren da. Alle. Alle außer Silvester. Sie blieben stehen, als ich stehen blieb, in einiger Entfernung, fast, als hätten sie auch vor mir Angst. Ich lächelte sie an, was Silvester nie tat, vielleicht hatte er es verlernt, und da gingen sie weiter.

Ich brachte sie alle durch die Plantage, und die Plantage war plötzlich schön, sie war unsere Heimat, sie bot uns Sicherheit vor dem Geisterwald, und dann waren wir bei den Hütten. Wir hatten es geschafft. Monsieur Youssoufs Frau war da, sie war wach geblieben, und sie sah erleichtert aus.

„Geht schlafen“, sagte sie. „Morgen ist ein neuer Tag. Es ist besser so. Der Kleine mit der verletzten Hand schläft schon. Colombe hat ihn in den Schlaf gesungen.“

Ihre ältere Tochter stand neben ihr und sah uns nur mit großen, furchtsamen Augen an, als wären wir selbst Geister des Waldes, und vermutlich sahen wir so aus: erschöpft und dreckig, schlimmer als sonst.

„Was wird Monsieur Youssouf sagen?“, fragte Momo die Madame. „Wird er uns bestrafen?“

„Er wird sagen, macht, dass ihr in die Hütten kommt, dann seid ihr morgen frisch. Wir brauchen euch, jeden einzelnen“, sagte Monsieur Youssouf, der hinter ihr aufgetaucht war.

„Und Yves?“, fragte Prince, ganz ganz leise.

„Yves übernachtet heute im Ort“, sagte Monsieur Youssouf. „Er hatte abends Geschäfte dort. Noch bin ich der Chef auf der Plantage. Und ich gedenke, es eine Weile zu bleiben. Yves ist gut in dem, was er tut, aber er trifft bisweilen falsche Entscheidungen. Geht jetzt.“

Er versuchte, nicht zu lächeln, nicht zu wirken wie ein verzeihender Vater, aber er lächelte trotzdem.

Ich wartete, bis Yaya und alle anderen schliefen, dicht an dicht auf dem Boden der Hütte. Dann ging ich wieder hinaus. Niemand hatte uns eingeschlossen in dieser Nacht.

Monsieur Youssouf saß allein neben dem Haus und rauchte.

„Verzeihung“, sagte ich. „Ich werde zurückgehen zum Wald. Silvester ist noch dort.“

Monsieur Youssouf nickte. „Hol ihn nach Hause.“

Ich fand Silvester in einem Halbkreis aus Öllampen, die meisten Jungen mussten ihm ihre Lampen da gelassen haben, und in ihrem Licht schlug er mit der Axt auf einen Baum ein. Seine Wut erfüllte den Wald.

„Silvester!“, sagte ich. Und er hörte auf und fuhr herum. Starrte mich an, seine Augen nur Schlitze.

„Monsieur Youssouf sagt, du sollst nach Hause kommen.“

„Ich bin ... zu Hause“, keuchte Silvester. „Mein Zuhause ist die Arbeit. Im Gegensatz zu dir bin ich ein Mann.“

„Komm mit“, wiederholte ich. „Niemand wird irgendwen bestrafen. Wir haben mit Monsieur und Madame gesprochen.“

„So so“, sagte Silvester und stützte sich auf seine Axt. „Versuchst du, dich auch bei ihnen einzuschmeicheln.“

Viel Glück, Issa. Youssouf ist nicht der nette Märchenonkel, für den du ihn hältst. Irgendwann kriegst du die Rechnung.“ Er nickte wieder. „Du hast sie alle auf deine Seite gebracht, die Jungs“, sagte er ganz leise.

„Aber im Grunde hast du sie verraten. Wer nicht lernt, hart zu sein, kann hier nicht überleben. Du machst mir meine Jungs kaputt.“ Er ließ die Axt los und stand nur so da, die Fäuste geballt.

„Du glaubst, du bist stärker als ich“, sagte er. „Aber in einem Kampf – was denkst du, wer hat mehr Chancen, Krüppel?“

Und dann stürzte er sich auf mich, ganz plötzlich, wie ein wilder Hund auf einen anderen, der ihm seinen Ziegenkadaver streitig macht. Wir rollten über den Blätterboden, rollten zwischen den Öllampen hin und her, als wären sie nur dazu da, unseren Kampf zu beleuchten.

Es ist nicht wahr, dass ich ein Traumwandler bin. Vieles ist nicht wahr. Meine Fäuste können durchaus zuschlagen. Aber Silvester war wütender als ich, in meinem Herzen brannte vor allem die Sorge – die Sorge um Yaya und die anderen, all diese Kinder; die Sorge um meine Mutter und meine vier Schwestern zu Hause. Die Sorge macht dich weich.

Und dann hatte Silvester mich, saß auf mir, sah auf mich herab.

„Ich ... lasse mir von dir nicht kaputt machen, was ich aufgebaut habe“, keuchte er.

Und er holte aus und schlug mir mit den Fäusten ins Gesicht, ich drehte den Kopf weg, doch ich konnte ihm nicht entkommen. Ich spürte, wie meine Lippen, meine Nase, meine Augenbrauen aufsprangen wie Kakaoschoten, wie mir das warme Blut übers Gesicht lief, ich schluckte es herunter und dachte, irgendwann wird er aufhören, denn wenn er mich tot schlägt, wird er Ärger mit Yves bekommen, immerhin bin ich eine Arbeitskraft.

Aber vielleicht war es ihm egal.

Als ich zu mir kam, begannen die Vögel schon zu zwitschern.

Der Wald war nicht länger schwarz. Ich sah, zwischen verquollenen Augen, wie schön er war, so hell und grün, ich sah die Lianen, die sich um die noch heilen Stämme schlangen, ich sah einen grünen Papagei mit gelber Brust von einem Ast auffliegen. Eine Schlange glitt durchs Unterholz. Direkt vor meinen Augen ging eine kleine Kolonie von Ameisen vorüber. Alle trugen Blätter. Fleißige Arbeiter. Sklaven ohne eigenen Willen.

Ich erwartete nicht, dass die Krücken noch da waren, aber Silvester hatte sie mir gelassen. Ich kam hoch auf ein Knie, langsam, mühevoll, der Schmerz war überall. Ich wusste, ich musste zur Plantage zurück, irgendwie, ich musste zu Yaya, ich musste weitermachen.

Er hatte mich nicht kleinbekriegt. Silvester. Obwohl es sich verdammt danach anfühlte.

Und als ich endlich stand, merkte ich, dass jemand mich beobachtete.

Zuerst dachte ich, es wäre ein Tier. Und ich hatte Angst davor, dass die Schlange zurückgekommen war, Schlangen können verdammt schnell zustoßen.

Aber es war keine Schlange.

Es war ein Mädchen.

Sie stand im Wald, dort, wo er noch nicht angetastet war, etwa dreißig Schritte entfernt, zwischen den Brettwurzeln eines gigantischen Baumriesens. Ihre Finger spielten mit einer Liane, und an einer ihrer Hände glänzte etwas. Zwei Ringe.

Ein Geist, dachte ich. Sie ist ein Geist. Ein Lichtstrahl fiel durch die Blätter in ihr Gesicht, und es war ein helles Gesicht, hell wie frisch geschnittenes Holz.

Hell, aber nicht rosig-weiß wie die Gesichter der reichen Europäer oder Amerikaner.

Sie trug ein rotes T-Shirt und saubere weiße Shorts ohne Löcher.

Sie hatte schwarzes krauses Haar wie die Mädchen, die ich kannte, doch sie trug es nicht zu vielen kleinen Zöpfen geflochten, sie trug es offen, halblang, es fiel bis auf ihre Schultern. Keine praktische Frisur, um damit zu arbeiten, das Haar wäre immer im Weg, dachte ich. Aber Geister arbeiten nicht.

Sie sah zu mir herüber, und in ihren Augen lag Erstaunen und ... Angst.

Als dächte sie, *ich* wäre ein Geist.

Einen Moment lang sahen wir uns an, beide reglos, und ich spürte etwas, das ich nie zuvor gespürt hatte. Es tat weh. Und gleichzeitig war es gut. Ich konnte es nicht erklären.

Schließlich wandte ich mich ab und humpelte mit meinen Krücken davon, fort von dem Geistermädchen. Und wenn sie kein Geistermädchen ist?, fragte eine Stimme zwischen den Schmerzen in meinem Körper. Wenn da draußen, ganz in der Nähe, Menschen sind? Die uns sehen können? Die – theoretisch – helfen könnten? Uns helfen, hier rauszukommen?

*

Manal

Wie seltsam es war, aufzuwachen, weil draußen Papageien kreischten.

Hellgrünes Licht tropfte durchs Fenster. Es sah frisch aus, früh, gerade erst geboren. Es war schön, aber es war auch zu warm, jetzt schon. Sie hatte in Unterwäsche und ohne Decke geschlafen und spürte lauter kleine Schweißperlen auf ihrer Haut. Das Handy zeigte 5.40. Die Papageien kreischten nicht draußen. Sie kreischten im Flur, vor ihrer Schlafzimmertür.

Das war seltsam.

Sie schlüpfte in ihre Kleider – die leichtesten, die sie fand – und öffnete die Tür. Das Gekreische kam jetzt aus der Küche, und sie ging den Flur entlang und fand Mamadou auf den Küchentisch gestützt, das Handy am Ohr.

„Akissi!“ Er lächelte breit. „Tut mir leid, hat dich der Klingelton geweckt?“ Dann sagte er irgendetwas ins Telefon, das Manal nicht verstand.

Malinké. Natürlich. Sie schloss die Augen und horchte in sich hinein. Als könnte es irgendwo in ihr etwas geben, das diese Sprache verstand, ein Relikt aus uralten Zeiten, eine Erinnerung. Natürlich war da nichts. Sie öffnete die Augen und schüttelte den Kopf, füllte am Wasserfilter ein Glas, trank gierig.

„Wo ist Fatouma?“

Mamadou zeigte vage nach draußen. „Frühstück gibt es nach der ersten Schicht auf der Farm, ist viel zu tun, wir machen alles alleine, seit die Jungs ausgezogen sind ... Ich bin nur zum Haus zurückgegangen, weil die Verbindung ... Banane?“

„Wie bitte?“

Er nickte zu einem Bastkorb auf dem Tisch hin, verfiel wieder ins Malinké am Telefon. Dann ging er durch die Hintertür, die nur aus Fliegengitter bestand, nach draußen, um dort weiterzutelefonieren. Manal nahm eine Banane aus dem Korb. Sie war viel kleiner als die Bananen zu Hause. Und sie roch nach etwas Frischem, Herbem. Limette. Sie schloss die Augen und stand im Geiste bei Wegebrecht hinter der Theke. In der Auslage lag eine neue Sorte Pralinen: Limette-Banane in dunkler Schokolade.

Sie öffnete die Augen und lachte über sich selbst.

Sie würde Fatouma suchen.

Doch zuerst stattete sie der Außentoilette einen Besuch ab – ein Plumpsklo mit zwei sauberen weißen Keramiktritten. Draußen an der Mauer der Toilette gab es ein Waschbecken, aus einem grünen Schlauch rann ein dünner Wasserstrahl von einem Sammelbehälter ins Becken, wenn man den Hahn drehte. Über dem Waschbecken hing ein kleiner runder Rasierspiegel, halbblind von der Zeit, und Manal kämmte ihr Haar davor und betrachtete sich währenddessen: ein verschwommenes Gesicht, nur in Teilen klar. Nie war ihr aufgefallen, wie hell ihre Haut war. Sie kramte in ihrem Kulturbeutel nach dem Schminkzeug, hielt es einen Moment in der Hand und legte es zurück.

Halb sechs Uhr morgens auf einer Farm im Nichts, für wen wollte sie sich schminken?

Sie hängte ihren Kulturbeutel an einen Nagel in der Mauer und ging einfach los, barfuß, hinein in die grüne Welt der Farm. Sie war schon als Kind gerne barfuß gegangen, aber in Berlin gab es tausend Gründe dagegen.

Orangen- und Zitronenbäume begrüßten sie, der Boden war weich und sandig.

Und sie hörte jetzt die Vögel. Keine kreischenden Papageien, sondern weniger bunte Vögel, versteckt in den Ästen. Sonst bestand die warme, flüssige Luft aus Abwesenheiten.

Der Abwesenheit von Straßenlärm.

Der Abwesenheit von Worten.

Der Abwesenheit von künstlicher Beleuchtung und Stadtgerüchen.

Es roch nur nach Feuer, irgendwo verbrannte jemand altes Laub. Die Wege zwischen den Bäumen waren sauber gefegt, an einen Baumstamm gelehnt entdeckte Manal einen Besen, zu einem Bündel zusammengenommene dünne Zweige mit einer Schnur darum. Im roten Staub sah man noch die Striche, die er hinterlassen hatte wie die Muster in einem Feng-Shui-Garten.

An manchen Ästen hingen Tonschalen mit Blumen darin, die weiß und violett über den Rand schäumten. Manal fand Fatouma nicht, aber es schien ihr mit einem Mal nicht mehr so dringend, und sie wandte sich dem Wald zu, der hinter der Farm begann. Es gab nicht einmal einen Zaun, der Wald fing einfach an. Sie atmete tief ein und fragte sich, wie alt die Bäume waren, die sie umgaben.

Hatten sie gesehen, wie sie damals die Sklaven an die Küste getrieben hatten? Vielleicht war einer der Trecks an diesen Urwaldriesen vorbeigekommen, als sie Urwaldkinder gewesen waren.

Auch hier gab es zwischen den Riesen Kinderbäume, Baumkinder. Und dann sah Manal die Kakaoschoten an den Stämmen, gelb, rötlich, manche violett. Es waren keine Baumkinder. Es waren die Kakaopflanzen, Mamadous Kakaopflanzen, die im Schatten der alten Bäume wuchsen. Nicht in Reih und Glied. Sondern einfach im Wald.

Sie wanderte weiter, spürte die glatten, herabgefallenen Blätter unter ihren Füßen, dachte kurz, dass es unklug wäre, auf Dornen oder giftige Ameisen zu treten und vergaß den Gedanken. Und irgendwo war der Urwald nur noch Urwald, ohne Kakaobäume. Er wurde dichter, sie musste über Lianen klettern, die dick und verholzt waren und ganz anders, als sie sich Lianen vorgestellt hatte. Irgendwo hier gab es einen Fluss, sie hatte es auf der Karte gesehen, und sie würde ihn finden.

Schließlich blieb sie stehen und lauschte in sich hinein.

Und spürte nichts.

Keine Wurzeln. Keine Erinnerungen.

Sie war ein Berliner Mädchen in einem Wald der Côte d'Ivoire, das war alles.

Und weit weg wartete ein alter Herr darauf, dass sie zurückkam, um Kunden anzulächeln und Schokolade zu verkaufen, weil sie so gut hinter eine Theke voller Pralinen passte, das halbfrikanische Mädchen mit der Schokoladenhaut. Haha.

Sie wanderte weiter, leise, versuchte, die Bewohner des Waldes im Grün zu erspähen, die Affen, die Vögel, aber sie waren zu gut verborgen. Es war unglaublich heiß und kein Fluss in Sicht, das T-Shirt klebte an ihrem Rücken, die feuchte Luft lastete ungewohnt auf ihr.

Sie sah auf ihr Handy. Verflixt, sie war schon seit über einer Stunde hier im Wald unterwegs, Zeit, zurückzugehen! Doch dann sah sie die gefallenen Bäume und blieb stehen, neben einem Baumriesen mit flachen Brettwurzeln wie Wände. Sie sah in das zerstörte Gebiet, ohne einen Fuß hineinzusetzen.

Die Bäume waren mit Äxten bearbeitet worden und schließlich gebrochen und gekippt, eine Schlachterarbeit. Obwohl es den Bäumen vermutlich egal war, ob man sie mit einer Motorsäge oder einer Axt fällte.

Etwas lag dort auf dem Boden. Manal hielt sich an einer verholzten Liane fest, die neben ihr in der Luft hing, nervös. Dort, zwischen den geschlachteten Bäumen, lag ein Mensch.

Vielleicht zwanzig Schritte entfernt.

Er war schwarz wie die Schatten. Sie schloss ihre Finger fester um die Liane.

Der Teufel. Der Teufel ist menschlich, hatte Mamadou gesagt. Vielleicht war es ein Geisteskranker, der hier durch den Wald strich. Ein Geisteskranker, der sinnlos Bäume fällte.

Geh zurück, Manal. Geh zurück, ganz leise, und wenn du weit genug weg bist, dreh dich um und renn.

Aber sie blieb stehen. Der Mann rührte sich nicht. Vielleicht war er tot.

Er lag auf der Seite, zusammengekrümmt, er trug eine zerrissene Jeans, aber kein Hemd. Und jetzt rührte er sich, setzte sich jetzt auf, blinzelte ins Licht. Aber er bekam die Augen nicht auf. Sein Gesicht war verquollen. Verunstaltet.

Er fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht, schien etwas wegwischen zu wollen, das bereits getrocknet war. Blut. Sie sah es nicht genau, dazu war sein Gesicht zu dunkel.

Nur seine Zähne waren hell, und das Wenige, was sie von seinen Augen sah.

Sie schluckte.

Stand immer noch ganz still.

Er kam jetzt halb hoch, und da sah sie es: Er hatte nur ein Bein. Das zweite endete kurz über dem Knie. Er stützte sich auf zwei klobige Holzkrücken, versuchte, sich weiter aufzurichten, zuckte zusammen und sackte zurück in seine gekrümmte Haltung.

Er hat Schmerzen, dachte sie. Und alles in ihr zog sich zusammen. Nein, das war nicht Mamadous Teufel.

Ich muss helfen, dachte sie, er ist verletzt, ich muss etwas tun. *Was?*

Dann sah er auf, und ihre Blicke trafen sich. Sie schluckte. Er war jung, vielleicht so alt wie sie.

Und sein Blick war voller Erstaunen. Er sah sie an, als wäre sie ein Geist.

Sie versuchte, zu lächeln.

Aber er wandte sich ab und humpelte davon, Licht und Schatten schluckten ihn, er war fort. Manal schüttelte den Kopf.

Es war besser, zurückzugehen.

Sie würde Fatouma und Mamadou fragen, was sie gesehen hatte.